

BERTUCHS WELTLITERATUR FÜR JUNGE LESER

Kennst du **Anna
Seghers?**

Vorge stellt von **Friedrich Albrecht**


Bertuch

Inhalt

Ein Wort zuvor	7
Behütete Jugend – Unerfüllte Träume	10
Grubetsch: Ein böser Hof	13
Woynok: Ein Räuberleben – kühn und glücklich	19
Abschied von Mainz, Heidelberg, Berlin	24
Bücher von Kampf und Niederlage	28
Verrückt vor Heimweh – Im französischen Exil ..	38
Vaterlandsliebe: Das siebte Kreuz	45
Krieg. Im Visier der Gestapo	59
Das Schicksal eines Buches	64
Wieder auf der Flucht	67
Transit: Absurde Welt	71
Abschied von Europa	78
Ein anderer Stern – Mexiko	81
Ausflug der toten Mädchen	84
Fremd – und dann beinahe glücklich. Mexikanische Geschichten	93
Braune Indioesichter in heiligem Gold	101
Rückkehr in ein verwüstetes Land	103
Nochmals Haiti und die Karibik	108
Letzte Überfahrt. Brasilianische Impressionen ..	116
Die Flucht der Toaliina	125
Ein Wort zum Schluss	129

BIOGRAPHISCHER ÜBERBLICK	132
QUELLENANGABEN	135
LITERATUR ÜBER ANNA SEGHERS	135
BILDNACHWEIS	136
ÜBER DEN VERFASSER	137

Und habt ihr denn etwa keine Träume, wilde und zarte, im Schlaf zwischen zwei harten Tagen? und wisst ihr vielleicht, warum zuweilen ein altes Märchen, ein kleines Lied, ja nur der Takt eines Liedes, gar mühelos in die Herzen eindringt, an denen wir unsere Fäuste blutig klopfen? Ja, mühelos rührt der Pfiff eines Vogels an den Grund des Herzens und dadurch auch an die Wurzeln der Handlungen.

ANNA SEGHERS

Ein Wort zuvor

Im nächsten Jahr wird es ein Vierteljahrhundert her sein, dass Anna Seghers starb. Für die Literaturgeschichte ist das ein langer Zeitraum – das Werk der wenigsten Schriftsteller überdauert ihn, mancher einst gewaltige Ruhm ist inzwischen verblasst. Anna Seghers' Bücher teilen dieses Schicksal nicht. Sie wurden in mehr als dreißig Sprachen übersetzt, auch in unserer Zeit gibt es ständig Neuübersetzungen. Werke wie »Aufstand der Fischer von St. Barbara«, »Das siebte Kreuz«, »Transit«, »Der Ausflug der toten Mädchen« und ihre karibischen Novellen gehören zum eisernen Bestand der Weltliteratur. Die Zahl der Veröffentlichungen über ihr Werk ist ebenfalls in ständigem Wachsen begriffen. Neben deutschen Forschern beschäftigen sich vermehrt Wissenschaftler aus den USA, Japan, Russland, Spanien, Italien, China, Frankreich, Mexiko, Dänemark mit ihrem Werk.

Inzwischen ist auch vieles von dem bekannt geworden, über das Anna Seghers selber nicht zu sprechen pflegte: von ihrem Leben, das über weite Strecken ein abenteuerliches genannt werden kann. Und Menschen, die mit ihr vertraut waren, versuchten den geheimnisvollen Reiz zu benennen, der ihre Persönlichkeit umgab. Ihre jüngere Kollegin Christa Wolf sagte über sie:

Sie war eine Figur, die sie nur selber hätte beschreiben können, mit ihren ganz und gar irdischen und mit ihren geheimnisvollen, legendären Zügen. Artemis, die keiner erkennt. Sie wollte ihr Anderssein nicht besonders hervorheben. Manches von



Anna Seghers und
Christa Wolf (1975)

dem Zauberhaften, das zu ihrem Wesen gehörte, hat sie unterdrückt, um sich den anderen, die alles andere als zauberhaft waren, anzupassen. Sie war scheu; bescheiden; zugewandt, auch in der Zerstreutheit. Als ich las, was Jorge Amado schrieb: Er, Ilja Ehrenburg und Pablo Neruda hätten sie als ihre »Schwester« gesehen, als ihre »Fee«: »Niemand besaß jemals auf der Welt so viel Charme und Phantasie wie Anna – so viel, so viel!« – da dachte ich für eine Sekunde:

Warum konnte sie nicht unter solchen großzügigeren Völkern zur Welt kommen, die sie erkannt, die sie geliebt hätten und auf ihre Weise hätten gelten lassen. Warum, dachte ich, mußte sie gerade unter uns, die Deutschen, geworfen werden, die Feenhaftes, Zauberhaftes plattmachen müssen, die Charme kaum wahrnehmen und die nicht begreifen, wenn ihnen einmal eine Erscheinung geschenkt wird, die ganz irdisch und nicht ganz von dieser Welt ist.

Dieses Buch soll junge Menschen auf Anna Seghers aufmerksam machen, gerade in ihre Hände gehören die Bücher dieser Dichterin – schon deshalb, weil sie jung blieb und die Jugend liebte. Jorge Amado, der große brasilianische Romancier, schrieb zu ihrem 60. Geburtstag:

Du wirst mir doch nicht einreden wollen, Anucha, daß Du schon sechzig Jahre alt bist – ich glaube es Dir nicht. Das ist ja bloß ein Scherz von Dir, einer jener Art, wie wir sie manchmal zu machen pflegten, wenn wir beide in den Präsidien von Tagungen saßen, auf denen endlose Reden gehalten wurden. Ein junges Mädchen bist Du und wirst Du immer sein, ein junges Mädchen lauterer Herzens, und die Zeit kann Dir nichts anhaben und wird Dir auch in Zukunft nie etwas anhaben können, weil die Jugend, die Frische des Geistes, das immerwährende Sich-Wundern über die Welt und die Unberechenbarkeit der Menschen, die Begeisterung und das unbefangene Vertrauen mit Dir geboren wurden und mit Dir die Zeiten überdauern. Nie sah ich in meinem Leben eine charmantere Frau, noch eine, die anmutiger zu lächeln versteht und jeden Tag so jung erscheint – eine so hübsche Schwester wie Dich, als ich Dich vor vielen Jahren zum ersten Male sah.

Auf Anna Seghers aufmerksam machen, zum Lesen ihrer Bücher anregen: Mehr kann hier nicht geleistet werden. Es war für mich keine leichte Entscheidung, zumeist nur Auszüge aus Werken bieten zu können, die ich allzu gern als Ganzes gebracht hätte. Aber bei einem Autor, der keine Gedichte und nur wenige Kurzgeschichten geschrieben hat, umso mehr Romane und umfangreiche Erzählungen, bot sich keine andere Möglichkeit. Am Ende dieses Buches finden sich jedoch genügend Hinweise für alle diejenigen, die mehr von und über Anna Seghers lesen möchten.

Friedrich Albrecht

Behütete Jugend – Unerfüllte Träume

»Ich glaube, es war eine sehr günstige Jugend«, meinte Anna Seghers einmal, auf die beiden ersten Jahrzehnte ihres Lebens zurückblickend. Sie wurde am 19. November 1900 in Mainz geboren, einer liebenswürdigen Stadt mit großer Tradition, der sie bis zu ihrem Tode im Jahre 1983 verbunden blieb. Die Schönheit ihrer rheinischen Heimat hat sie in späteren Werken, in ihrem Roman »Das siebte Kreuz« (1942) und in ihrer Erzählung »Der Ausflug der toten Mädchen« (1945), wie kaum ein anderer Dichter zu würdigen gewusst – dies aber erst in einer Zeit, als sie im Exil lebte und die Heimat für sie unerreichbar geworden war.

Sehnsucht nach dem Verlorenen spricht aus diesen Büchern – ein ganz anderes Lebensgefühl tritt in den spärlichen autobiographischen Zeugnissen über ihre frühen Jahre zutage. Von dem Gefühl des Eingesperrtseins in der elterlichen Wohnung liest man da, von dem Drang, »so schnell wie möglich auszufliegen, wegzufiegen«, von der »fürchterlichen Angst, in dem Nest Mainz hängenzubleiben«, von dem Fernweh, das sie ergriff, wenn sie auf den Rheinbrücken stand und den Lastkähnen nachblickte, die nach Holland fuhren, zum Meer. Die »Lust auf absonderliche, ausschweifende Unternehmungen« hätte sie beunruhigt, sagte sie später einmal.

In ihren ersten Erzählungen spiegelt sich dieses Lebensgefühl. Aus ihnen spricht das Bedürfnis, zu neuen Ufern, zum »ganz anderen« aufzubrechen; man spürt einen elementaren Drang nach Weite und Freiheit, unstillbare Unruhe, auch geheime Auflehnung. Dieses Verlangen der jungen Netty Reiling – so lautet ihr Geburtsname –, der Tochter wohlsituerter Eltern, der Gymnasialschülerin, fand damals keine anderen Ziele als den Rhein, dem sie immer wieder nachsann, und das Meer, das sie auf Nordseereisen der Familie lieben lernte.

Es gehört nun zu den berührendsten Eigentümlichkeiten ihrer Lebensgeschichte, dass sich die Träume ihrer Jugend zwar erfüllten, aber auf eine ganz andere Weise als erahnt, in der harten Wirklichkeit des Jahrhunderts. Anna Seghers kam auch weiter in die Welt hinaus, als sie es sich vielleicht jemals vorgestellt hatte – als aus ihrer Heimat Vertriebene, als Emigrantin. 1933 musste



Mainz um 1900

sie nach Frankreich fliehen, 1940 dann erneut, vor den deutschen Invasoren, eine monatelange Odyssee über den Atlantik und durch die Karibik führte sie bis nach Mexiko.

Von einer günstigen Jugend kann man in der Tat sprechen. Die Familie der Reilings lebte seit den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Mainz, war wohlhabend und angesehen. Der Vater, Isidor Reiling, besaß zusammen mit seinem Bruder Hermann eine Antiquitätenhandlung. Seine Geschäftsbeziehungen reichten weit über Mainz hinaus, er führte die Titel eines hessischen, preußischen und russischen Hoflieferanten. Die Mutter stammte aus einer ebenfalls jüdischen Frankfurter Familie, die zu den ersten dieser reichen Stadt gehörte.

Netty, das einzige Kind, wuchs in einer kulturgeprägten Atmosphäre auf. Der Vater machte sie mit den Schätzen in seiner Antiquitätenhandlung vertraut, oft ging er mit ihr in den Dom und erklärte ihr die Figuren der Mainzer Erzbischöfe, deren Grabplatten an den Pfeilern des Doms angebracht sind. In

einem 1951 geschriebenen Lebensabriss nannte Anna Seghers unter den Dingen, »die mein Leben Eindruck auf mich gemacht hatten«, an erster Stelle den Mainzer Dom. Wie tief und genau dieser Eindruck gewesen war, kann man einer der beeindruckendsten Szenen ihres Romans »Das siebte Kreuz« ablesen; auf sie werden wir später noch zu sprechen kommen. In ihrem vor 1933 entstandenen Frühwerk sucht man jedoch Spuren dieser Eindrücke vergebens.

Netty Reiling verbrachte ihre Jugend wie andere Mädchen auch. Später erzählte Anna Seghers einer französischen Freundin: »Ich muss an meine Stadt denken, die du nicht kennst, und wie wir damals, als Backfische, stundenlang in der Konditorei saßen, uns Schokolade mit Schlagsahne und Kuchen mit Schlagsahne schmecken ließen und dabei mit Jungens flirteten, wir nannten das: poussieren.« Aber dieses wohlbehütete Mädchen aus der noblen Kaiserstraße unternahm auch Entdeckungsreisen in ganz andere Bereiche der Stadt. Der große Strom zog sie unwiderstehlich an, auch seine Ufer, der Hafen mit den Rheinflößern, die für sie das Abenteuer, das gefährliche Leben verkörperten, und die Leute, die dort wohnten. Diese »verarmten und verwarlosten Menschen in gewissen Rheinfervierteln«, von denen sie später in einem Brief sprach, scheinen Netty tief beeindruckt zu haben, ihre Existenz löste beunruhigende Fragen in ihr aus. Anna Seghers' erste Erzählungen sind in eben diesem Milieu angesiedelt. Das soziale Umfeld, in dem sie selber aufwuchs, hat sie später einmal mit den Worten »blässlich-kleinbürgerliche Sippen, die zu keinem starken Gefühl, zu keinem Gefühlsausbruch fähig waren«, charak-



Die Familie (Netty am rechten Rand, der Vater in der Mitte, die Mutter in der zweiten Reihe, die Vierte von links)



Netty als Schülerin

terisiert. Über diese Menschen zu schreiben reizte sie nicht im Mindesten. Ganz anders aber die Leute aus den Rheinufervierteln, dieses Milieu war für sie Gegenstand eines früherwachten sozialen Interesses ebenso wie Ort düsterer Geheimnisse.

Grubetsch: Ein böser Hof

Davon zeugt vor allem die Erzählung »Grubetsch« aus dem Jahre 1926. Sie blieb übrigens fast ein halbes Jahrhundert unbeachtet, auch Anna Seghers wollte von ihr in späteren Jahren nichts mehr wissen; heute ist sie eine ihrer bekanntesten. Wie sie diese Geschichte auffasste, hat die Dichterin kurz nach der Veröffentlichung so beschrieben: »Ein böser Hof, und in dem Hof ein Mann, der es versteht, die geheimen Wünsche der Menschen nach Zugrundegehen zu erraten und jedem in seiner Weise zu erfüllen.« Dieser Mann ist Grubetsch, der Rheinflößer, den die Aura der Ferne, der weiten Welt umgibt, der die Menschen verzaubert – und der sie zugrunde richtet. Viele wurden von dieser Figur fasziniert wie Anna Seghers' französische Freundin Jeanne Stern – von Grubetsch, »dessen sich keiner und keine erwehren konnte, weil er in den schäbigsten Hinterhof, in die schmierigste Kaschemme, in das verzweifeln graue Leben etwas von dem gefährlichen Wirbel des Stroms, von dem Glitzern der Sonne, von der Sehnsucht der Weite hineinbrachte«. Hier Auszüge aus der Erzählung:

Wenn die Laterne am eisernen Arm über der Kellertür ein anderes Licht in sich getragen hätte als einen niedergebrannten Gasstrumpf,



Mainz, Kappelhofgasse. In diesem Milieu könnte die Erzählung »Grubetsch« spielen.

sie würde doch nur die Pfütze im gerissenen Holzpflaster beleuchtet haben, einen weggeworfenen Pantoffel und einen Haufen verfaulten Äpfel. Wie ein Grubenlicht in der Tiefe zeigte sie den Weg dem Regen, der dünn und unablässig in diesen Schacht herunterregnete. Nur irgendwo in halber Höhe regte sich etwas Weißflatterndes, Lebendiges. Das waren ein paar Wäschestücke, die die Besitzerin ins Küchenfenster gehängt hatte, wie sie vor dem Regen in die Stadt gegangen war.

Aber im Hof mußte es doch freier und lustiger sein als hinter den Fenstern, sonst wären doch nicht links im zweiten Stock die Läden zurückgeschlagen worden, und die Frau hätte nicht mit einem langen »Ah« den Kopf hinausgesteckt, und das Mädchen hätte sich nicht, davon angelockt, neben sie in die Ecke gedrückt. Diese Jüngere war von beinah wunderbarer Magerkeit. Nicht nur wie die Fünfzehnjährigen gewöhnlich mager sind – man hatte ihr überhaupt zuwenig Körper gegeben, nur ein ganz kärgliches, zerschlissenes Ding. Ihre Kiefer schlugen leise vor Frost zusammen, ihre Arme, wie kahle Zweige, überzogen sich mit Gänsehaut. Unwillkürlich neigte sie den Kopf gegen die Schulter ihrer Gefährtin, aber ihre Lider senkten sich in Widerwillen vor einer so glücklichen, warmen, gesunden Schulter. Die Frau hob etwas den Arm, aber sie legte ihn nicht um das Mädchen, sondern um ihre Brüste, wiegte sie wie zwei schöne Kinder und streichelte sie mit den Enden ihrer schwarzen Zöpfe. Dann ließ sie sie auf dem Fensterbrett liegen und schaute mit glänzenden Augen in den Hof, der unmöglich so leer und dunkel sein konnte, wie es den Anschein hatte; wirklich entdeckte sie im Pflaster ein paar Lichtpünktchen, die kamen von Munks Schenke drunten im Keller.

Der Regen ließ nach. Es gab ein fades, gelbliches Licht, als ob dort oben auch ein schlechter Gasstrumpf brannte. Auf einmal wurde die Kellertür zugeschlagen, ein Mann tappte herauf, drehte sich um sich selbst und rannte quer über den Hof in die gegenüberliegende Haustür. Von drinnen hörte man noch einen schrillen Ton, einen Ruf oder einen Pfiff.

»Der Grubetsch ist wieder da«, sagte Marie, die Frau, »jetzt wird es wieder ein Unglück geben.« Sie lächelte und fing von neuem an, ihre Brust zu wiegen. Die Kleine war zusammengefahren, ihre Kiefer zuckten noch. Aus einer Rinne ganz nahe tropfte es auf ein Blechdach, leise und unregelmäßig, als ob jemand eine Handvoll Geldstücke ausschüttelte. [...]

Was ist das, ein Unglück? dachte Anna. Ist es wie der Hof dort unten und wie das Zimmer dort hinten? Oder gibt es auch noch andere Unglücke, rote, glühende, leuchtende Unglücke? Ach, wenn ich so eins haben könnte!

Am frühen Morgen hatte Marie zu Anna gesagt: »Was stierst du denn immer gegen die Wand? Spring mal, hol den Korb zurück, den wir verliehen haben, hörst du!«

Anna stand in der Haustür und sah in den Hof, durch den sie jetzt gehen mußte. Um diese Zeit war er noch still, aber Anna kam er vor wie eine Schlucht, in deren Winkel wilde Tiere versteckt sind. Etwas Warmes rieb sich an ihrem nackten Bein. Sie schaute froh hinunter. Es war zwar ein Kätzchen, aber im Rücken, im grauen Fell, hatte es zwei Löcher wie ein Filz, in dem die Motten waren. Anna ekelte sich. Sie wagte nicht, das Kätzchen wegzustoßen, sie blieb stehen, schlug die Hände vors Gesicht. Das Kätzchen leckte eine Weile an ihrem Bein, dann sprang es auf den Abfalleimer. Anna trat in den Hof.

Wenn man unter wilde Tiere geht, so hat es keinen Sinn, sich in den Hüften zu wiegen und vor sich hin zu trällern. Man muß alles tun, um nicht entdeckt zu werden. Anna drückte sich die Wand entlang. Sie ging ganz leise, schlurfte nur ein wenig in ihren Strohschuhen, die zu weit um die Knöchel waren. Zuerst ging alles gut. Aber wie sie an Munks Keller war, da kam gerade ein später Betrunkener die Treppe herauf, erblickte von unten ihre bloßen Beine und machte eine dumme sehnsüchtige Bewegung danach mit seinen langen betrunkenen Armen. Er fiel auf die obersten Stufen, und Anna stolperte über seinen

Kopf. Ein paar Burschen, die an der nächsten Tür zusammenstanden, fingen an zu lachen. Anna erschrak. Sie drückte die Arme an den Leib. Aber plötzlich stellte einer, ein Dicker, Brauner, seinen Stiefel auf Annas Strohschuh, daß er hängenblieb. Der Dicke hob ihn auf und hielt ihn Anna hin. Anna ging einen Schritt auf ihn zu. Der Dicke hielt den Schuh höher. Aber Anna kam nicht noch näher, um ihren Schuh zu holen, wie er gedacht hatte. Sie lächelte ein bißchen und humpelte weiter, mit einem nackten Fuß, die Zehen eingezogen, um sie zu verstecken. Der Dicke hob den Strohschuh und warf ihn in einem weiten Bogen nach der Katze am Abfalleimer. [...]

Der Hof war wieder still. Irgendwo wurde ein Bett ausgeklopft. Ein kleiner gescheitelter Junge trottete zur Schule, der erste von allen. Dann kamen zwei Arbeiter, dann ein paar junge Dinger, trällernd, in bunten Blusen. Dann kam gähmend eine Frau mit einem Korb Wäsche, dann kam ein Rudel Kinder, dann kamen noch mehr Arbeiter, dann kam das letzte Schulkind, ein Junge mit einem Apfel. Der Tag war da, heiß und langweilig.

Die Burschen, vier, fünf, blieben vor der Haustür auf dem Pflaster liegen und warteten auf ein Ereignis. Sie hatten keine Arbeit. Aber die Sonne rieselte ihnen in die Kehlen, malte Hemden auf ihre Brust, Schuhe an ihre Zehen und stopfte die Löcher ihrer Jacken. Paul, braunlakkiert, mit offenen glänzenden Zähnen, stand auf gespreizten Beinen, erstarrt in Langweile. Toni zupfte seinen Schnurrbart, summte immer denselben Anfang eines Liedchens, blankgeputzt waren seine durchlöcherten Schuhe, beschnitten seine Nägel. Auf dem Fensterbrett saßen schlafend die roten Zwillinge. Unter ihnen auf dem Bauch rekelte sich ein langer blonder Junge, der aus irgendeinem Grund von allen verhätschelt wurde. Die schmierige Sonnenflut, die das Pflaster überschwemmte, hatte fast ihre Füße erreicht. Es war so still, daß man das Fett, dessen scharfer Geruch gerade den Hof durchzog, in irgendeiner Pfanne brotzelnd hörte. »Da kommt der Schlenker«, sagte plötzlich

einer von den Roten. Alle drehten die Köpfe herum. Ein Mann trat aus dem Hausausgang in die Sonne. Er war bloß ein gewöhnliches Männchen mit weißen Manschetten und einem kleinen grauen Spitzbart. Drüben, jenseits des Flusses, wo die Häuser weit auseinander standen, gab es ihrer zu Hunderten und zu Dutzenden. Glatt und lautlos, wie ein Gespenst sich durch die zerrupfte tönende Welt schlängelt, so kam er über das gesprungene, von dünnen Abflußbächen durchzogene Pflaster. Er lächelte vor sich hin, als ob er sich schämen würde, daß sein Gesicht keine Narbe, sein Ärmel keinen Riß hatte. Drüben in der Stadt bekam er manchmal Heimweh, mußte hierherfahren. Häuser hatte er genug. Hier kam er immer selbst her. Die Miete, die er sich holte, die gab er schon auf dem Rückweg aus. Vielleicht hatte er nur Heimweh nach diesem Ding in der Kehle, das es da drüben nicht gab, dieses sonderbare Ding, das das alte schläfrige Herz klopfen, den langweiligen Tag zucken machte, der Angst war es ähnlich, wenn Angst wohl tun könnte. Der Schlenker lächelte vor sich hin.

Der böse Hof zieht diesen Mann, der aus den Vierteln der Reichen kommt, magisch an – und wird ihm zum Verhängnis.

An einem drückenden staubigen Sommerabend, das Gewitter war vorübergezogen und die Sonne drückte in den Hof wie ein Mörser in einen Tiegel, trat der Schlenker aus Munks Keller. Im gelben Sonnenschein lag der Hof vor ihm, jedes Staubkörnchen flimmerte. Da lag eine aufgerissene Blechbüchse. Die blähte sich und blinkte, ein fauler Geruch stieg aus dem Pflaster. Warum bin ich nur gekommen, dachte der Schlenker. Ich möchte daheim sein bei meinen Leuten. Nie mehr will ich her. Er machte einen Schritt in den Hof, seine Knie knickten, er heftete den Blick auf die Büchse, die glänzte, als ob sie ihn ins Pflaster drücken wollte. Er war naß vor Schweiß. Er machte ein paar Schritte vorwärts, aber dann – nein, unmöglich war es, über diesen gelben Hof zu gehn, leichter über einen See. Ich habe Angst, dachte der

Schlenker, aber es ist nicht die rechte Angst. Er trocknete sich den Schweiß ab.

Die Angst treibt den Schlenker schließlich in die Toreinfahrt, dort ist es kühl und dunkel:

Er seufzte erleichtert und hob seine an die Dunkelheit gewöhnten Augen. Da saß dicht vor ihm ein Mann, die glänzenden Augen fest auf ihn geheftet. Er hatte gewiß schon die ganze Zeit dagesessen, hatte alles gehört, alles gesehen.

Der Schlenker schlug nach hinten auf, ohne einen Laut von sich zu geben. Sein Mund war weit offen, zu einem Schrei, der gewiß der wildeste und sonderbarste seines Lebens geworden wäre, wenn er dazu gekommen wäre, ihn auszustoßen.

War Grubetsch der Mann, der dem Schlenker gegenüber saß? Das bleibt ein Rätsel wie so vieles in dieser Geschichte. Grubetsch wird schließlich selber ein Opfer des bösen Hofes, man bringt ihn um. Zurück bleiben armselige Kreaturen, in denen mit seinem Tod auch die letzten Hoffnungen erstorben sind.

Im Hof fragten sie wieder: »Wo ist denn Grubetsch?« Der Rote sagte: »Der ist schon weg!« Sie wunderten sich, vergaßen es über den Sommer. Dann erwarteten sie Grubetsch wie jeden Winter. Zwar war es schon spät, sie wurden unruhig, aber er kam nicht. Sie warteten auch den Sommer über, aber dann sagte Pauls Frau, daß man nicht mehr zu warten brauchte, und die anderen stimmten ihr bei. Niemand wartete mehr, höchstens wartete irgendwo irgendein junges Ding auf einen roten Fleck im grauen Pflaster, auf einen Ton in der Stille, auf ein Ereignis, das aus der Luft bricht wie ein Traum aus dem Schlaf, auf irgend etwas, mochte es sein, was es wollte, selbst ein Unglück.

Diese Erzählung gibt einen Eindruck davon, was Anna Seghers in ihrer Jugend beeindruckte und ihr darstellenswert erschien. Die Welt des großen Stroms, die Grubetsch verkörpert und sie selber so fesselte, bleibt hier allerdings ein Phantasiegebilde, unwirklich und unerreichbar. Darüber, wie und wo die junge Netty Reiling, damals im besten Viertel von Mainz wohnend, solche Eindrücke sammeln konnte, gibt es bis heute nur Vermutungen. Ein seltenes Vermögen, sich in Menschen aus ganz anderen, ihr fremden sozialen Bereichen hineinzu fühlen, ist schon hier festzustellen. Dass sich die Bürgerstochter für die Menschen im Dunkel der Gesellschaft so stark interessierte, ist aber auch auf Anregungen zurückzuführen, die sie aus den Büchern Dostojewskis, des Dichters der Armen und Entrechteten, gewann. An dem großen Russen, dessen Romane wie der berühmte »Die Brüder Karamasow« sie ihr ganzes Leben lang nicht losließen, beeindruckte sie, dass er »aus der düsteren Wirklichkeit, aus unbeachteten Menschen, wahre, verborgene Dramen an den Tag« bringe.

Woynok: Ein Räuberleben – kühn und glücklich

Anna Seghers hat zu ihrem frühem Schaffen einmal angemerkt, dass es in ihm zwei Linien gegeben habe: »Erzählen, was mich heute erregt, und die Farbigkeit von Märchen. Das hätte ich am liebsten vereint und wusste nicht wie.« In der Erzählung »Grubetsch« fließen real Geschautes und Sagenhaftes ineinander. Etwa zur gleichen Zeit aber entstand eine kleine Geschichte, die ein reines Phantasiestück ist: »Die Toten von der Insel Djal«. Das war ihre erste Veröffentlichung überhaupt, sie erschien 1924 in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« und wurde als von Antje Seghers nacherzählte Sage aus dem Holländischen angekündigt. Auch ihre viel gerühmten »*Schönsten Sagen vom Räuber Woynok*« haben in diesen Jahren ihre Wurzeln, obwohl sie erst 1936 veröffentlicht wurden. Zu ihnen gehört jenes Motto, das diesem Buch vorangestellt wurde.

Man kann diesen durch die Bergwälder des Balkan vagabundierenden Räuber Woynok als einen Bruder des Grubetsch betrachten – wie dieser ist er ein

Einzelgänger und Heimatloser, außerhalb aller menschlichen Gesetze in einer weiten, großartigen Landschaft lebend.

Der Räuber Gruschek, der mit seiner Bande im Bormoschtal überwintert hatte, stieß auf die Spur des jungen Räubers Woynok, der immer allein raubte.

Gruscheks Leute waren den Winter über nie müde geworden, von Woynok zu erzählen, den noch keiner von ihnen je selbst gesehen hatte. Gruschek ging einen halben Tag lang der Spur nach, bis er Woynok erblickte, am zweitobersten der Prutkafälle, in der Sonne auf einem Stein. Woynok griff nach seiner Flinte; dann erkannte er Gruschek an allen Zeichen, an denen ein Räuber den andern erkennt. Er kletterte von seinem Stein herunter und begrüßte Gruschek als den Älteren. Sie setzten sich auf die Erde, Gesicht gegen Gesicht, und verzehrten zusammen ihr Brot.

Gruschek betrachtete Woynok gründlich. Woynok sah noch viel jünger aus, als man ihm berichtet hatte; seine Augen waren so klar, als hätte niemals der Schaum eines einzigen unerfüllt gebliebenen Wunsches ihre bläuliche Durchsichtigkeit getrübt. Gruschek konnte in diesen Augen nichts anderes finden als sein eigenes haariges altes Gesicht und was ihm über die Schultern sah an Berggipfeln und Wolken.

Gruschek sagte: »Ich habe vierzig Räuber. Das ist gerade die rechte Zahl. Warum raubst du immer allein?«

Woynok erwiderte: »Ich will immer allein rauben. Einmal in Dobo-roth hab ich mit einem entlaufenen Soldaten gemeinsame Sache gemacht. Dieser Soldat hatte ein Mädchen. Erst lief es mir nach; dann verriet es den einen von uns an den anderen und uns beide an einen dritten. Damals hat es mich etwas gekostet, lebend davonzukommen. Nein, ich will auch kein Mädchen mehr. Ich will immer allein rauben.«

Gruschek betrachtete Woynok erstaunt. Er hatte in seinem langen Leben gelernt, die Worte eines Mannes nach ihrem reinen Gewicht an Aufrichtigkeit abzuwägen. Wie hätte er sonst so lange eine Bande von